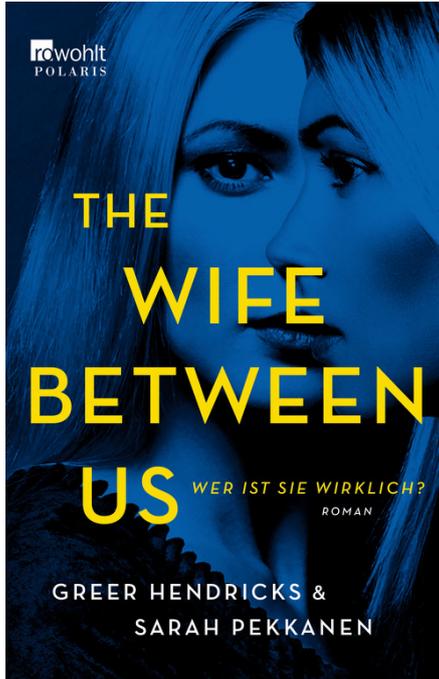


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-29117-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Greer Hendricks und Sarah Pekkanen

The Wife Between Us

Wer ist sie wirklich?

Roman

Aus dem Englischen von Alice Jakubeit

Rowohlt Polaris

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel «The
Wife Between Us» bei St. Martin's Press, New York.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch

Verlag, Reinbek bei Hamburg, Juni 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«The Wife Between Us» Copyright © 2018

by Greer Hendricks und Sarah Pekkanen

Redaktion Tobias Schumacher-Hernández

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt,
nach der Originalausgabe von St. Martin's Press (Design Olga Grlic)

Umschlagabbildungen Oleg Gekman/shutterstock.com

Satz aus der Mercury, InDesign

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 29117 3

Inhalt

Unverkäufliches Leseexemplar

Widmung

ERSTER TEIL

PROLOG

KAPITEL EINS

KAPITEL ZWEI

KAPITEL DREI

KAPITEL VIER

KAPITEL FÜNF

KAPITEL SECHS

KAPITEL SIEBEN

KAPITEL ACHT

KAPITEL NEUN

KAPITEL ZEHN

KAPITEL ELF

KAPITEL ZWÖLF

KAPITEL DREIZEHN

KAPITEL VIERZEHN

KAPITEL FÜNFZEHN

KAPITEL SECHZEHN

KAPITEL SIEBZEHN

KAPITEL ACHTZEHN

ZWEITER TEIL

KAPITEL NEUNZEHN

KAPITEL ZWANZIG

KAPITEL EINUNDZWANZIG

KAPITEL ZWEIUNDZWANZIG

KAPITEL DREIUNDZWANZIG

KAPITEL VIERUNDZWANZIG

KAPITEL FÜNFUNDZWANZIG

KAPITEL SECHSUNDZWANZIG

KAPITEL SIEBENUNDZWANZIG

KAPITEL ACHTUNDZWANZIG
KAPITEL NEUNUNDZWANZIG
KAPITEL DREISSIG

DRITTER TEIL

KAPITEL EINUNDDREISSIG
KAPITEL ZWEIUNDDREISSIG
KAPITEL DREIUNDDREISSIG
KAPITEL VIERUNDDREISSIG
KAPITEL FÜNFUNDDREISSIG
KAPITEL SECHSUNDDREISSIG
KAPITEL SIEBENUNDDREISSIG
KAPITEL ACHTUNDDREISSIG
KAPITEL NEUNUNDDREISSIG
KAPITEL VIERZIG
KAPITEL EINUNDVIERZIG
KAPITEL ZWEIUNDVIERZIG
EPILOG

DANKSAGUNG

ERSTER TEIL

PROLOG

Mit wehendem blondem Haar, roten Wangen und einer Sporttasche am Unterarm geht sie zügig den Bürgersteig entlang. Vor dem Gebäude, in dem sie wohnt, holt sie ihre Schlüssel aus der Handtasche. Die Straße ist laut und sehr belebt: Gelbe Taxis rasen vorüber, Pendler kehren von der Arbeit zurück, Leute betreten den Deli an der Ecke. Doch ich lasse die blonde Frau nicht einen Moment aus den Augen.

An der Tür sieht sie sich noch einmal kurz um, und es fühlt sich an wie ein elektrischer Schlag. Ich frage mich, ob sie meinen Blick spürt. Blickdetektion nennt man das – unsere Fähigkeit wahrzunehmen, dass wir beobachtet werden. Ein ganzes System im menschlichen Gehirn ist diesem genetischen Erbe unserer Vorfahren gewidmet, die sich darauf verließen, um nicht zur Beute eines Raubtiers zu werden. Ich habe diesen Schutzmechanismus kultiviert, dieses Kribbeln im Nacken, bei dem mein Kopf sich instinktiv dreht, um nach einem Paar Augen Ausschau zu halten. Aus Erfahrung weiß ich, wie gefährlich es ist, diese Warnung zu missachten.

Doch sie dreht sich einfach wieder um, öffnet die Haustür und geht hinein, ohne in meine Richtung zu sehen.

Sie weiß nicht, was ich ihr angetan habe.

Sie ahnt nicht, welchen Schaden ich ihr zugefügt, welches Verhängnis ich in Gang gesetzt habe.

Für diese schöne junge Frau mit dem herzförmigen Gesicht und dem sinnlichen Körper – die Frau, deretwegen Richard, mein Ehemann, mich verlassen hat – bin ich ebenso unsichtbar wie die Taube, die auf dem Bürgersteig neben mir nach Nahrung pickt.

Sie hat keine Ahnung, was mit ihr geschehen wird, wenn sie so weitermacht. Nicht die geringste.

KAPITEL EINS

Nellie hätte nicht sagen können, was sie geweckt hatte. Doch als sie die Augen aufschlug, stand eine Frau, die ihr weißes Spitzenhochzeitskleid trug, am Fußende ihres Betts und sah auf sie herab.

Sie stieß einen erstickten Schrei aus und griff nach dem Baseballschläger, der an ihrem Nachttisch lehnte. Dann gewöhnten ihre Augen sich an das körnige Dämmerlicht, und ihr wild hämmerndes Herz beruhigte sich ein wenig.

Als Nellie begriff, dass sie in Sicherheit war, entfuhr ihr ein gepresstes Lachen. Die vermeintliche Frau war bloß ihr Hochzeitskleid, das sie gestern, noch in Folie gehüllt, an die Schranktür gehängt hatte, nachdem sie es aus dem Brautmodengeschäft abgeholt hatte. Das Oberteil und der Tellerock waren mit Seidenpapier ausgestopft, damit sie die Form bewahrten. Nellie sank zurück aufs Kopfkissen. Als ihre Atmung sich wieder normalisiert hatte, sah sie auf den Wecker mit den klobigen blauen Zahlen. Zu früh, wieder einmal.

Sie streckte den Arm nach dem Wecker aus, ehe er losplärren konnte; der Diamantverlobungsring an ihrer linken Hand, ein Geschenk von Richard, fühlte sich schwer und ungewohnt an.

Schon als Kind hatte Nellie nicht leicht einschlafen können. Ihre Mutter hatte keine Geduld für ausgedehnte Einschlafrituale gehabt, doch ihr Vater hatte ihr immer sanft den Rücken massiert und ihr mit dem Finger Sätze aufs Nachthemd geschrieben wie *Ich liebe dich* oder *Du bist etwas ganz Besonderes*, und sie hatte versuchen müssen zu erraten, was er da schrieb. Oder er hatte Muster, Kreise, Sterne und Dreiecke gezeichnet – jedenfalls bis ihre Eltern sich scheiden ließen und er auszog. Da war sie neun gewesen. Von nun an lag sie allein in ihrem großen Bett unter

ihrer rosa und lila gestreiften Bettdecke und starrte auf den Wasserfleck, der ihre Zimmerdecke verunzierte.

Wenn sie endlich eindöste, schlief sie normalerweise tief und fest, sieben oder acht Stunden lang – so tief und traumlos, dass ihre Mutter sie manchmal regelrecht wach rütteln musste.

Doch das änderte sich schlagartig nach einer gewissen Oktobernacht in ihrem letzten Jahr auf dem College.

Ihre Schlafstörungen verschlimmerten sich rasant. Nun zerstückelten lebhaftere Träume, aus denen sie abrupt aufwachte, ihre Nachtruhe. Einmal erzählte eine der Schwestern aus ihrer Studentenverbindung beim Frühstück, Nellie habe nachts irgendetwas Unverständliches geschrien. Sie versuchte, es abzutun: «Die Prüfungen stressen mich. Diese Psycho-Statistik-Klausur soll der Horror sein.» Dann stand sie vom Tisch auf und holte sich eine weitere Tasse Kaffee.

Danach zwang sie sich, die Collegepsychologin aufzusuchen, doch trotz des behutsamen Zuspruchs der Frau konnte Nellie nicht über jenen warmen Herbstabend sprechen, der mit Wodkaflaschen und Heiterkeit begonnen und mit Polizeisirenen und Verzweiflung geendet hatte. Nellie suchte die Therapeutin zweimal auf, doch den dritten Termin sagte sie ab, und von da an ging sie nie wieder zu ihr.

Einiges davon hatte Nellie Richard erzählt, als sie beim Erwachen aus einem ihrer wiederkehrenden Albträume gespürt hatte, wie er die Arme um sie legte, während er ihr mit seiner tiefen Stimme ins Ohr flüsterte: «Ich halte dich, Baby. Bei mir bist du in Sicherheit.» In seinen Armen fühlte sie sich so sicher, wie sie es sich ihr ganzes Leben lang ersehnt hatte, sogar schon vor dem Vorfall. Neben Richard konnte Nellie sich endlich dem verwundbaren Zustand des Tiefschlafs überlassen. Es fühlte sich an, als wäre der unsichere Boden unter ihren Füßen endlich solide geworden.

Gestern Abend jedoch war Nellie allein in ihrer Wohnung im Erdgeschoss des alten Brownstone-Gebäudes gewesen.

Richard war geschäftlich in Chicago, und ihre beste Freundin und Mitbewohnerin Samantha hatte bei ihrem neuen Freund übernachtet. Der Lärm der Stadt war durch die alten Mauern gedungen: Hupen, hin und wieder Geschrei, Hundegebell ... Obwohl die Verbrechensrate in der Upper East Side die niedrigste in ganz Manhattan war, waren die Fenster mit Stahlgittern gesichert, und drei Schlösser verstärkten die Wohnungstür, darunter das dicke, das Nellie nach dem Einzug angebracht hatte. Dennoch hatte sie ein zusätzliches Glas Chardonnay benötigt, um einschlafen zu können.

Nellie rieb sich die verklebten Augen, schälte sich langsam aus dem Bett und zog ihren Frotteebademantel an. Dann betrachtete sie nochmals das Kleid und fragte sich, ob sie versuchen sollte, in ihrem winzigen Kleiderschrank Platz dafür zu schaffen. Doch der Rock war so ausladend. Im Brautmodengeschäft, umgeben von seinen aufgeplusterten, paillettenbestickten Schwestern, war es ihr schlicht und elegant erschienen, wie ein einfacher Haarknoten im Vergleich zu einer aufwendigen Touprierfrisur. Aber neben den Kleiderhaufen und dem billigen IKEA-Regal in ihrem vollgestopften Zimmer erinnerte es mit einem Mal bedenklich an das Gewand einer Disney-Prinzessin.

Doch das ließ sich nicht mehr ändern. Der Hochzeitstermin rückte schnell näher, und jedes Detail war festgelegt, bis hin zum Tortenaufsatz – einer blonden Braut mit ihrem gutaussehenden Bräutigam, in einem perfekten Augenblick erstarrt.

«Meine Güte, die sehen sogar so aus wie ihr zwei», hatte Samantha gesagt, als Nellie ihr ein Foto von den altmodischen Porzellanfigurinen gezeigt hatte, das Richard ihr gemailt hatte. Der Aufsatz hatte seinen Eltern gehört, und nachdem Richard ihr den Antrag gemacht hatte, hatte er das Erbstück aus dem Keller geholt. Sam hatte die Nase

gerümpft. «Schon mal auf die Idee gekommen, dass er zu gut ist, um wahr zu sein?»

Richard war sechsunddreißig, neun Jahre älter als Nellie, und ein erfolgreicher Hedgefondsmanager. Er hatte den drahtigen Körper eines Läufers, dunkelblaue Augen und ein unbeschwertes Lächeln, das über seinen eindringlichen Blick hinwegtäuschte.

Bei ihrer ersten Verabredung hatte er sie in ein französisches Restaurant eingeladen und mit dem Sommelier kenntnisreich über weißen Burgunder gesprochen. Bei ihrer zweiten Verabredung an einem verschneiten Samstag hatte er ihr vorher gesagt, sie solle sich warm anziehen, und war dann mit zwei leuchtend grünen Plastikschlitten erschienen. «Ich kenne den besten Hügel im Central Park», hatte er gesagt.

Er hatte eine ausgebleichene Jeans getragen und darin eine ebenso gute Figur gemacht wie in seinen tadellos sitzenden Anzügen.

Als Nellie auf Sams Frage geantwortet hatte: «Das denke ich jeden Tag», war das kein Witz gewesen.

Während sie über die sieben Stufen in die winzige Küchenzeile tappte, unterdrückte sie ein neuerliches Gähnen. Der Linoleumboden unter ihren nackten Füßen war kalt. Sie schaltete die Deckenlampe ein und stellte fest, dass das Honigglas – wieder einmal – völlig verklebt war, nachdem Sam ihren Tee gesüßt hatte. Der zähflüssige Honig war an der Seite herabgesickert und hatte eine bernsteinfarbene Lache gebildet, in der jetzt eine Kakerlake zappelte. Noch nach all den Jahren, die sie mittlerweile in Manhattan lebte, wurde ihr bei diesem Anblick ein wenig übel. Sie schnappte sich eine von Sams schmutzigen Tassen aus der Spüle und stülpte sie über das Insekt. *Soll sie sich damit befassen*, dachte Nellie. Sie schaltete die Kaffeemaschine ein, und während sie wartete, klappte sie ihren Laptop auf und las ihre E-Mails: Prozente bei Gap; ihre Mutter war anschei-

nend Vegetarierin geworden und bat Nellie, darauf zu achten, dass es beim Hochzeitsessen eine fleischlose Alternative gab; und eine Benachrichtigung, dass ihre Kreditkartenzahlung fällig war.

Dann schenkte sie sich Kaffee in eine Tasse ein, die mit Herzchen und den Worten *Weltbeste Kindergärtnerin* verziert war. Sie und Samantha, die ebenfalls als Erzieherin bei Learning Ladder arbeitete, hatten im Küchenschrank ein Dutzend solcher Tassen stehen. Dankbar trank sie einen Schluck Kaffee. Sie hatte heute zehn Frühjahrsbesprechungen mit Eltern ihrer Gruppe von Dreijährigen. Ohne Koffein bestünde die Gefahr, dass sie in der «Ruhe-Ecke» einschlief, dabei musste sie hellwach sein. Als Erstes waren die Porters dran, die erst neulich per Mail beklagt hatten, der Gruppenraum lasse zu wenig Kreativität zu. Sie hatten ihr empfohlen, das große Puppenhaus durch ein Riesen-Tipi zu ersetzen, und einen Link angefügt, wo man eines für 229 Dollar erwerben konnte.

Wenn sie zu Richard zog, würde sie die Porters kaum mehr vermissen als die Kakerlaken, befand Nellie. Sie warf noch einen Blick auf Samanthas Tasse, bekam Gewissensbisse, nahm das Insekt mit einem Papiertuch auf und spülte es in der Toilette hinunter.

Als Nellie gerade die Dusche aufdrehte, klingelte ihr Handy. Sie hüllte sich in ein Handtuch und lief in ihr Zimmer, um das Telefon aus ihrer Handtasche zu holen, doch dort war es nicht. Ständig verlegte sie das Ding. Am Ende wurde sie zwischen den Falten ihrer Bettdecke fündig.

«Hallo?»

Keine Antwort.

Im Display stand «Unbekannte Rufnummer». Gleich darauf erhielt sie eine Mailbox-Benachrichtigung. Sie drückte eine Taste, um die Nachricht abzuhören, vernahm jedoch nur ein schwaches rhythmisches Geräusch. Atem.

Bloß Telefonmarketing, sagte sie sich, während sie das Handy wieder aufs Bett warf. Nichts Ungewöhnliches. Sie überreagierte wieder einmal. Es war einfach alles zu viel. Schließlich würde sie in den nächsten Wochen ihren Teil der Wohnung ausräumen, zu Richard ziehen und mit einem Strauß weißer Rosen in ihr neues Leben schreiten. Veränderungen zehrten an den Nerven, und im Moment standen eine ganze Menge davon an.

Dennoch: Es war der dritte Anruf in drei Wochen.

Sie sah zur Wohnungstür. Das Bolzenschloss aus Stahl war zugesperrt.

Sie ging zurück ins Bad, machte noch einmal kehrt, nahm ihr Handy mit und legte es auf den Rand des Waschbeckens. Dann schloss sie die Tür ab, hängte das Handtuch auf die Stange, betrat die Duschkabine und schreckte zurück, als kaltes Wasser auf ihren Körper spritzte. Sie passte die Temperatur an und rieb sich die Arme.

Im Nu erfüllte Dampf die Duschkabine, und Nellie ließ das heiße Wasser über die Verspannungen in ihren Schultern und den Rücken hinabströmen. Sie würde seinen Namen annehmen. Vielleicht würde sie sich auch eine andere Handynummer besorgen.

Hinterher schlüpfte sie in ein Leinenkleid und trug gerade Mascara auf ihre blonden Wimpern auf – nur am Eltern- und am Abschlusstag schminkte sie sich ein wenig stärker für die Arbeit und zog auch hübsche Kleidung an –, da vibrierte ihr Handy, was auf dem Waschbecken ein lautes blechernes Geräusch erzeugte. Sie zuckte zusammen, der Mascarapinsel rutschte ihr nach oben aus und hinterließ unter ihrer Augenbraue einen schwarzen Fleck.

Sie sah aufs Display. Eine SMS von Richard:

*Kann es nicht erwarten, dich zu sehen, meine Schöne.
Zähle die Minuten. Ich liebe dich.*

Während sie die Nachricht ihres Verlobten las, löste sich die Beklemmung in ihrer Brust, die sie schon den ganzen Morgen verspürte. *Ich liebe dich auch*, schrieb sie zurück.

Heute Abend würde sie ihm von den Anrufen erzählen. Richard würde ihr ein Glas Wein einschenken und ihre Füße auf den Schoß nehmen, während sie sich unterhielten. Vielleicht fand er eine Möglichkeit, die unterdrückte Telefonnummer zurückzuverfolgen. Sie machte sich fertig, nahm die schwere Umhängetasche und trat hinaus in die kraftlose Frühlingssonne.

KAPITEL ZWEI

Das schrille Pfeifen von Tante Charlottes Wasserkessel weckt mich. Fahles Sonnenlicht sickert zwischen den Lamellen der Jalousie hindurch und wirft blasse Streifen auf meinen Körper, während ich in Fötushaltung daliege. Wie kann es schon wieder Morgen sein? Nach all den Monaten, die ich jetzt allein in einem Einzelbett schlafe - anstatt in dem breiten Doppelbett, das ich mit Richard teilte -, liege ich noch immer nur auf der linken Seite. Neben mir ist das Laken kühl. Ich lasse Raum für ein Gespenst.

Der Morgen ist die schlimmste Zeit für mich, weil ich dann für eine kurze Weile einen klaren Kopf habe. Dieser Aufschub ist so grausam. Ich kuschele mich unter die Patchworkdecke und habe das Gefühl, ein tonnenschweres Gewicht drückte mich auf die Matratze.

Richard ist jetzt wahrscheinlich bei meiner hübschen jungen Nachfolgerin; die dunkelblauen Augen fest auf sie gerichtet, zeichnet er mit den Fingerspitzen den Schwung ihrer Wange nach. Manchmal kann ich beinahe hören, wie er ihr die Zärtlichkeiten zuflüstert, die früher mir galten.

Ich bete dich an. Ich werde dich so glücklich machen. Du bist mein Ein und Alles.

Mein Herz hämmert, jeder einzelne stetige Schlag nahezu schmerzhaft. *Tiefe Atemzüge*, rufe ich mir in Erinnerung. Es funktioniert nicht. Es funktioniert nie.

Wenn ich die Frau beobachte, deretwegen Richard mich verlassen hat, bin ich jedes Mal beeindruckt davon, wie sanft und unschuldig sie ist. Ganz ähnlich wie ich, als Richard und ich uns kennenlernten und er die Hände so behutsam um mein Gesicht wölbte, als wäre es eine zarte Blüte, die er nicht beschädigen wollte.

Schon in jenen ersten berausenden Monaten kam er - es - mir manchmal so vor, als ginge er nach einem Drehbuch vor, aber das war nicht wichtig. Richard war fürsorg-

lich, charismatisch und kultiviert. Ich verliebte mich beinahe sofort in ihn. Und ich habe niemals daran gezweifelt, dass er mich auch liebte.

Jetzt ist er allerdings fertig mit mir. Ich bin aus unserem Haus im Kolonialstil mit den vier Schlafzimmern, den bogenförmigen Türen und dem weiten üppig grünen Rasen ausgezogen. Drei dieser Schlafzimmer blieben unsere ganze Ehe hindurch leer, doch unsere Hausangestellte putzte sie trotzdem jede Woche. Ich fand immer einen Vorwand, um das Haus zu verlassen, wenn sie diese Türen öffnete.

Die Sirene eines Krankenwagens zwölf Stockwerke unter mir treibt mich endlich aus dem Bett. Als ich mir nach dem Duschen die Haare föhne, fällt mir auf, dass der Ansatz zu sehen ist. Ich hole eine Schachtel Clairol Karamellbraun unter dem Spülbecken hervor, damit ich heute Abend daran denke, sie nachzufärben. Vorbei die Zeit, in der ich - nein, Richard - Hunderte von Dollars für Schneiden und Färben ausgab.

Ich öffne den alten Kirschbaumkleiderschrank, den Tante Charlotte auf dem GreenFlea-Flohmarkt erstanden und selbst aufgearbeitet hat. Vorher hatte ich einen begehbareren Kleiderschrank, der größer als das Zimmer war, in dem ich jetzt stehe. Stangenweise Kleider, nach Farbe und Jahreszeit geordnet. Regale voller Designerjeans in verschiedenen Ripped-Stadien. Ein Regenbogen aus Kaschmir entlang einer Wand.

Diese Kleidungsstücke haben mir nie viel bedeutet. Normalerweise trug ich tagsüber bloß eine Yogahose und einen Kuschelpulli und zog mir wie eine umgekehrt gepolte Pendlerin erst kurz vor Richards Heimkehr von der Arbeit etwas Eleganteres an.

Nun allerdings bin ich froh, dass ich ein paar Koffer mit meinen edleren Kleidungsstücken mitnahm, nachdem Richard mich aufgefordert hatte, aus unserem Haus in Westchester auszuziehen. Als Verkäuferin bei Saks im dritten

Stock, wo die Designerlabel untergebracht sind, bin ich auf Provisionen angewiesen, daher muss ich unbedingt einen verkaufsfördernden Anblick bieten. Ich mustere die Kleider, die in fast militärischer Ordnung im Schrank hängen, und wähle ein türkisfarbenes Chanel-Kleid aus. Einer der unverwechselbaren Knöpfe ist verbeult, und es sitzt lockerer als noch beim letzten Tragen, in einem anderen Leben. Auch ohne auf die Waage zu sehen, weiß ich, dass ich stark abgenommen habe; trotz meiner eins siebenundsechzig muss ich selbst Kleidungsstücke in Größe 34 enger machen.

Ich gehe in die Küche, wo Tante Charlotte griechischen Joghurt mit frischen Blaubeeren isst, und gebe ihr einen Kuss. Die Haut an ihrer Wange ist so weich wie Talkumpuder.

«Vanessa. Gut geschlafen?»

«Ja», lüge ich.

Sie steht an ihrer Küchentheke, barfuß und in ihrem weiten Tai-Chi-Anzug, und späht durch ihre Brille, während sie beim Frühstück eine Einkaufsliste auf einen alten Briefumschlag kritzelt. Für Tante Charlotte ist Schwung der Schlüssel zu psychischer Gesundheit. Sie drängt mich immer, mit ihr durch SoHo zu schlendern, einen Kunst-Event zu besuchen oder mir einen Film im Lincoln Center anzuschauen ... aber ich habe gelernt, dass aktiv zu sein mir nicht hilft. Schließlich können zwanghafte Gedanken einem überallhin folgen.

Ich knabbere an einem Vollkorntoast und stecke fürs Mittagessen einen Apfel und einen Proteinriegel ein. Tante Charlotte ist sichtlich erleichtert darüber, dass ich einen Job an Land gezogen habe, und zwar nicht nur, weil es so aussieht, als ginge es mir endlich besser. Ich störe ihren Lebensrhythmus; normalerweise verbringt sie die Vormittage in einem Gästezimmer, das ihr als Atelier dient, und streicht dort schwere Ölfarben auf Leinwände, erschafft

Traumwelten, die so viel schöner sind als die Welt, in der wir leben. Doch sie wird sich niemals beklagen. Als ich klein war und Mom ihre «Licht-aus-Tage», wie ich sie im Stillen nannte, brauchte, rief ich immer Tante Charlotte, die ältere Schwester meiner Mutter, an. Ich musste nur flüstern: «Sie ruht sich wieder aus», und schon kam meine Tante zu uns, ließ ihre Übernachtungstasche auf den Boden fallen, streckte die farbfleckigen Hände aus und schloss mich in die Arme, die nach Leinöl und Lavendel rochen. Ohne eigene Kinder verfügte sie über die Flexibilität, ihr Leben frei zu gestalten. Es war mein großes Glück, dass sie mich in den Mittelpunkt stellte, wenn ich sie am meisten brauchte.

«Brie ... Birnen ...», murmelt Tante Charlotte, während sie in ihrer geschwungenen Handschrift voller Schleifen und Schnörkel ihre Liste schreibt. Das stahlgraue Haar hat sie nachlässig zu einem Knoten aufgesteckt, und das zusammengewürfelte Gedeck vor ihr – eine kobaltblaue Glasschale, ein klobiger getöpferter Becher, ein Silberlöffel – wirkt wie die Inspiration zu einem Stilleben. Ihre Wohnung mit den drei Schlafzimmern ist sehr geräumig, da Tante Charlotte und mein Onkel Beau, der schon vor Jahren gestorben ist, sie gekauft hatten, bevor die Preise in diesem Viertel durch die Decke schossen, doch sie vermittelt den Eindruck eines unkonventionellen alten Farmhauses. Die Holzböden sind uneben und knarren, und jedes Zimmer ist in einer anderen Farbe gestrichen – Butterblumengelb, Saphirblau, Mintgrün.

«Ist heute Abend wieder dein Salon?», frage ich, und sie nickt.

Seit ich bei ihr wohne, habe ich mich daran gewöhnt, in ihrem Wohnzimmer Studenten oder – ebenso normal – den Kunstkritiker der *New York Times* zusammen mit einigen Galeristen anzutreffen. «Lass mich den Wein auf dem Heimweg besorgen», biete ich ihr an. Es ist wichtig, dass

Tante Charlotte mich nicht als Last empfindet. Sie ist alles, was mir geblieben ist.

Ich rühre meinen Kaffee um und frage mich, ob Richard seiner neuen Liebe gerade welchen kocht und ans Bett bringt, wo sie schläfrig und warm unter der kuscheligen Daunendecke liegt, die ich mir früher mit ihm teilte. Lebhaft sehe ich vor mir, wie ihr Mund sich zu einem Lächeln verzieht, während sie die Bettdecke für ihn lüpfte. Richard und ich haben uns oft morgens geliebt. «Egal, was heute sonst noch passiert, zumindest hatten wir dies», sagte er immer. Mein Magen krampft sich zusammen, und ich schiebe den Toast von mir. Ich sehe auf meine Cartier-Tank-Armbanduhr, ein Geschenk von Richard zu unserem fünften Hochzeitstag, und fahre mit der Fingerspitze über das glatte Gold.

Noch heute kann ich spüren, wie er meinen Arm hob und sie mir anlegte. Manchmal bin ich sicher, an meiner Kleidung noch einen Hauch seiner Zitrusseife von L'Occitane zu riechen. Ich habe das Gefühl, er ist immer mit mir verbunden, so nahe und so immateriell wie ein Schatten.

«Ich glaube, es würde dir guttun, wenn du dich heute Abend zu uns gesellst.»

Ich brauche einen Augenblick, um mich wieder zurechtzufinden. «Vielleicht», sage ich, obwohl ich weiß, dass ich das nicht tun werde. Tante Charlottes Blick ist sanft. Sie hat wohl durchschaut, dass ich an Richard denke. Allerdings kennt sie nicht die wahre Geschichte unserer Ehe. Sie glaubt, er sei der Jugend hinterhergerannt, habe mich fallengelassen, sei dem Muster so vieler Männer vor ihm gefolgt. Sie glaubt, ich sei ein Opfer: wieder eine Frau, die über das herannahende mittlere Alter gestolpert ist.

Wenn sie von meiner Rolle im Niedergang unserer Ehe wüsste, würde ihr das Mitgefühl aus dem Gesicht gewischt.

«Ich muss mich beeilen», sage ich. «Aber schick mir eine SMS, falls du noch etwas aus dem Laden brauchst.»

Diesen Verkäuferinnenjob mache ich erst seit einem Monat. Trotzdem habe ich schon zwei Verwarnungen wegen Zuspätkommens erhalten. Ich muss eine bessere Einschlafhilfe finden; von den Tabletten, die meine Ärztin mir verschrieben hat, bin ich morgens immer ziemlich benommen. Beinahe zehn Jahre lang hatte ich nicht gearbeitet. Wer wird mich einstellen, falls ich diesen Job verliere?

Ich hänge mir meine schwere Tasche, aus der oben meine fast ungetragenen Jimmy Choos herausragen, über die Schulter, schnüre meine abgetragenen Nikes zu und setze die Ohrstöpsel ein. Auf meinem fünfzig Häuserblocks langen Fußweg zu Saks höre ich Psychologiepodcasts; die Zwangsstörungen der anderen lenken mich manchmal von meinen eigenen ab.

Die matte Sonne, die mich beim Aufwachen begrüßte, hat mich glauben gemacht, es würde langsam wärmer. Nun wappne ich mich gegen den peitschenden Spätfrühlingswind und mache mich auf die Wanderung von der Upper West Side nach Midtown Manhattan.

Meine erste Kundin ist eine Investmentbankerin, die sich als Nancy vorstellt. Ihre Arbeit nehme sie sehr in Anspruch, erklärt sie, aber heute sei ihr Vormittagsmeeting unerwartet abgesagt worden. Sie ist zierlich, hat weit auseinanderstehende Augen und einen frechen Kurzhaarschnitt, und ihr knabenhafter Körperbau macht es zu einer Herausforderung, etwas Passendes für sie zu finden. Ich bin froh über diese Ablenkung.

«Ich brauche Kleidung, die Power ausstrahlt, sonst nehmen sie mich nicht ernst», sagt sie. «Ich meine, sehen Sie mich doch an. Ich werde immer noch nach dem Ausweis gefragt!»

Als ich sie sanft von einem streng geschnittenen grauen Hosenanzug wegsteuere, fällt mir auf, dass ihre Fingernägel völlig abgekaut sind. Sie bemerkt meinen Blick und

steckt die Hände in die Taschen ihres Blazers. Ich frage mich, wie lange sie in ihrem Job durchhalten wird. Vielleicht findet sie einen anderen – irgendetwas Serviceorientiertes vielleicht, etwas, wo es um die Umwelt oder um Kinderrechte geht –, bevor der ewige Kampf ihren Lebensgeist bricht.

Ich greife nach einem Bleistiftrock und einer gemusterten Seidenbluse. «Vielleicht etwas Farbenfroheres?»

Während wir durch die Abteilung gehen, plaudert sie über das Radrennen, an dem sie nächsten Monat teilzunehmen hofft, obwohl sie kaum trainiert hat, und über das Blind Date, das ihre Kollegin für sie arrangieren will. Ich suche weitere Kleidungsstücke heraus und taxiere dabei immer wieder verstohlen ihre Figur und ihren Teint.

Plötzlich entdecke ich ein atemberaubendes Strickkleid von Alexander McQueen mit einem schwarz-weißen Blumenmuster und bleibe stehen. Sanft streiche ich über den Stoff, und mein Herz beginnt zu hämmern.

«Das ist hübsch», sagt Nancy.

Ich schließe die Augen und denke an jenen Abend, an dem ich ein fast identisches Kleid trug.

Richard, der mit einer großen weißen Schachtel mit roter Schleife heimkam. «Zieh das heute Abend an», sagte er, als ich es ihm vorführte. «Du siehst phantastisch aus.» Bei der Alvin-Ailey-Gala tranken wir Champagner und lachten mit seinen Kollegen. Seine Hand lag auf meinem Rücken. «Vergiss das Abendessen», flüsterte er mir ins Ohr. «Wir fahren nach Hause.»

«Alles in Ordnung?», fragt Nancy.

«Ja», erwidere ich gepresst. «Dieses Kleid ist nichts für Sie.»

Nancy guckt überrascht, und mir wird klar, dass das sehr schroff klang.

«Das da.» Ich greife nach einem klassischen tomatenroten Etuikleid.

Den Arm voller Kleidungsstücke, die mir mit einem Mal sehr schwer vorkommen, gehe ich zu den Umkleidekabinen. «Für den Anfang haben wir genug, denke ich.»

Ich hänge die Kleidungsstücke auf die Stange an der Wand, versuche, mich auf die Reihenfolge zu konzentrieren, in der sie sie anprobieren sollte, und beginne mit einer lila Jacke, die ihren olivfarbenen Teint zur Geltung bringt. Am besten, man fängt mit einer Jacke an, habe ich gelernt, weil die Kundin sich nicht entkleiden muss, um sie anzuprobieren.

Damit sie die Wirkung der Röcke und Kleider besser beurteilen kann, besorge ich Nylonstrümpfe und hochhackige Schuhe; dann tausche ich einige Stücke in Größe 30 gegen Größe 32. Am Ende nimmt Nancy die Jacke, zwei Kleider – darunter das rote Etuikleid – und ein dunkelblaues Kostüm. Ich rufe eine Schneiderin, um den Kostümrock abzustechen, und sage Nancy, ich wolle nur rasch ihre Einkäufe kassieren.

Stattdessen zieht es mich zurück zu dem schwarz-weißen Kleid. Auf der Stange hängen drei Exemplare davon. Ich nehme sie ab, bringe sie ins Lager und verstecke sie hinter beschädigter Ware.

Gerade als Nancy sich wieder umkleidet, kehre ich mit ihrer Kreditkarte und dem Beleg zurück.

«Danke», sagt Nancy. «Die hätte ich niemals selbst ausgesucht, aber ich freue mich wirklich schon darauf, sie zu tragen.»

Diesen Teil meiner Arbeit – die Möglichkeit, meinen Kundinnen ein gutes Gefühl zu geben – genieße ich wirklich. Kleidung anzuprobieren und Geld auszugeben veranlasst die meisten Frauen dazu, sich selbst in Frage zu stellen: *Macht mich das dick? Verdiene ich das? Bin ich das?* Diese Selbstzweifel kenne ich gut, weil auch ich viele Male als Kundin in einer solchen Umkleidekabine gestanden und versucht habe herauszufinden, wer ich sein sollte.

Ich packe Nancys neue Kleider in eine Umhängetasche, reiche sie ihr und frage mich flüchtig, ob Tante Charlotte recht hat. Wenn ich in Bewegung bliebe und nach vorn blickte, würde mein Kopf vielleicht dem Vorwärtsimpuls meines Körpers folgen.

Als Nancy gegangen ist, bediene ich noch einige andere Kundinnen und gehe dann zu den Umkleidekabinen, um verworfene Kleidungsstücke zurück in den Verkauf zu bringen. Während ich sie sorgfältig auf Bügel hänge, höre ich zwei Frauen in nebeneinanderliegenden Kabinen miteinander plaudern.

«Uh, dieses Alaïa-Kleid sieht ja furchtbar aus. Ich bin so aufgeschwemmt. Die Kellnerin hat gesagt, die Sojasoße sei salzarm, aber sie hat gelogen, das weiß ich genau.»

Diesen Südstaatentonfall erkenne ich sofort: Hillary Searles, die Frau von George Searles, einem von Richards Kollegen. Hillary und ich sind uns im Lauf der Jahre bei zahlreichen Dinnerpartys und geschäftlichen Veranstaltungen über den Weg gelaufen. Ich kenne ihre Meinung zu öffentlichen versus privaten Schulen, Atkins- versus Zone-Diät und Saint-Barthélemy versus Amalfiküste. Heute kann ich es nicht ertragen, ihr zuzuhören.

«Juuuu! Ist dadraußen irgendwo eine Verkäuferin? Wir brauchen andere Größen», ruft eine der Frauen.

Eine Kabinentür fliegt auf. Die Frau, die herauskommt, sieht Hillary so ähnlich - bis hin zu den roten Haaren -, dass sie nur ihre Schwester sein kann. «Miss. Können Sie uns helfen? Die Verkäuferin, die uns bedient hat, scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.»

Ehe ich antworten kann, sehe ich etwas Orangefarbenes aufblitzen: Das anstoßerregende Alaïa-Kleid fliegt über die Tür der Umkleidekabine. «Haben Sie das da in 42?»

Wenn Hillary 3100 Dollar für ein Kleid ausgibt, dann ist die Provision die Fragen wert, die sie mir an den Kopf werfen wird.

«Ich sehe eben nach», erwidere ich. «Aber Alaïa ist keine besonders figurumspielende Marke, egal, was Sie zum Mittagessen hatten ... Ich kann es Ihnen in 44 bringen, falls es klein ausfällt.»

«Ihre Stimme kommt mir so bekannt vor.» Hillary späht heraus und verbirgt dabei ihren vom Salz aufgeschwemmten Körper hinter der Tür. Sie kreischt auf, und es kostet mich einige Mühe stehenzubleiben, während sie mich an-gafft. «Was tust du denn hier?»

Ihre Schwester meldet sich zu Wort: «Hill, mit wem redest du da?»

«Vanessa ist eine alte Freundin. Sie ist – ähm, sie war – mit einem von Georges Kollegen verheiratet. Warte einen Moment, Schätzchen! Ich ziehe mir nur schnell was an.» Als sie wiederauftaucht, drückt sie mich fest an sich und hüllt mich dabei in den Blumenduft ihres Parfüms.

«Du siehst anders aus! Was hat sich verändert?» Sie stemmt die Hände in die Hüften, und ich zwingen mich, ihre Musterung über mich ergehen zu lassen. «Zunächst mal bist du so dünn geworden, du kleines Luder. Du könntest dieses Alaïa-Kleid problemlos tragen. Also, du arbeitest jetzt hier?»

«Ja. Schön, dich zu sehen ...»

Noch nie war ich so dankbar dafür, vom Klingeln eines Handys unterbrochen zu werden. «Hallo!», zwitschert Hillary. «Was? Fieber? Sind Sie sicher? Denken Sie daran, wie sie Sie letztes Mal an der Nase herumgeführt hat, als ... Schon gut, schon gut. Ich bin gleich da.» Sie wendet sich an ihre Schwester. «Das war die Schulkrankenschwester. Sie glaubt, Madison ist krank. Ehrlich, die schicken die Kinder schon nach Hause, wenn sie nur mal schniefen.»

Sie beugt sich zu mir, umarmt mich erneut, und ihr Diamantohr-ring kratzt über meine Wange. «Verabreden wir uns doch zum Mittagessen, dann können wir uns ausführlich unterhalten. Ruf mich an!»

Als Hillary und ihre Schwester mit klappernden Absätzen zum Aufzug gehen, entdecke ich auf dem Stuhl in der Umkleidekabine einen Platinarmreif. Ich schnappe ihn mir und laufe Hillary hinterher. Als ich gerade ihren Namen rufen will, schwebt ihre Stimme zu mir: «Armes Ding», sagt sie zu ihrer Schwester, und ich höre echtes Mitleid heraus. «Er hat das Haus bekommen, die Autos, einfach alles ...»

«Im Ernst? Hat sie sich keinen Anwalt genommen?»

«Sie war völlig neben der Spur.» Hillary zuckt die Achseln. Es ist, als wäre ich gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

Ich sehe ihr hinterher. Als sie den Aufzug ruft, mache ich kehrt, um die Seiden- und Leinenstöffchen wegzuräumen, die sie auf dem Boden der Kabine liegen gelassen hat. Doch zuerst lege ich den Armreif an.

Kurz bevor unsere Ehe endete, gaben Richard und ich bei uns zu Hause eine Cocktailparty. Da sah ich Hillary zum letzten Mal. Der Abend begann mit einem Missklang, weil der Caterer und sein Personal nicht zur verabredeten Zeit erschienen. Richard war verärgert – über den Caterer, über mich, weil ich das Essen nicht eine Stunde früher herbestellt hatte, über die Situation –, doch er stellte sich tapfer hinter eine provisorische Bar in unserem Wohnzimmer, mixte Martinis und Gin Tonics und lachte schallend, als einer seiner Partner ihm einen Zwanziger als Trinkgeld gab. Ich mischte mich unter die Gäste, entschuldigte mich murmelnd für den unzulänglichen Laib Brie und das Tortenstück würzigen Cheddar, die ich serviert hatte, und versprach, das eigentliche Essen werde bald eintreffen.

«Schatz? Kannst du ein paar Flaschen von dem 2009er Raveneau aus dem Keller holen?», rief Richard mir quer durch den Raum zu. «Ich habe letzte Woche eine Kiste bestellt. Sie sind im Weinkühlschrank im mittleren Regal.»

Ich erstarrte und hatte das Gefühl, alle sähen mich an. Hillary stand an der Bar. Wahrscheinlich hatte sie sich diesen Jahrgang gewünscht; es war ihr Lieblingswein.

Wie in Zeitlupe, das weiß ich noch, ging ich Richtung Keller, um den Augenblick hinauszuzögern, in dem ich Richard vor seinen versammelten Freunden, Kollegen und Geschäftspartnern sagen musste, was ich bereits wusste: In unserem Keller befand sich kein Raveneau.

Die nächste Stunde verbringe ich damit, eine Dame zu bedienen, die ein neues Outfit für die Taufe der nach ihr benannten Enkelin benötigt, und einer Frau, die eine Kreuzfahrt nach Alaska unternehmen will, eine Reisegarderobe zusammenzustellen. Mein Körper fühlt sich an wie ein nasser Sack; der Hoffnungsschimmer, der in mir aufgeglommen war, nachdem ich Nancy bedient hatte, ist erloschen.

Diesmal sehe ich Hillary, bevor ich ihre Stimme höre. Sie kommt auf mich zu, als ich gerade einen Rock aufhänge.

«Vanessa!», ruft sie. «Bin ich froh, dass du noch da bist. Bitte sag, dass du meinen ...»

Sie bricht ab, als ihr Blick auf mein Handgelenk fällt.

Rasch nehme ich den Armreif ab. «Ich wollte nicht ... ich ... ich wollte ihn nicht im Fundbüro abgeben ... Ich dachte, du kommst bestimmt zurück, sonst hätte ich dich angerufen.»

Das Misstrauen verschwindet aus Hillarys Blick. Sie glaubt mir. Oder jedenfalls will sie mir glauben.

«Ist mit deiner Tochter alles in Ordnung?»

Hillary nickt. «Ich glaube, die kleine Simulantin wollte bloß den Matheunterricht schwänzen.» Sie kichert und legt den schweren Platinreif wieder an. «Du hast mir das Leben gerettet. George hat ihn mir erst vor einer Woche zum Geburtstag geschenkt. Stell dir vor, ich müsste ihm sagen, dass ich ihn verloren habe! Er würde sich von mir schei-» Röte überzieht ihre Wangen, und sie wendet den Blick ab.

Hillary war nie unfreundlich zu mir, das weiß ich noch. Anfangs brachte sie mich manchmal sogar zum Lachen.

«Wie geht's George?»

«Hat viel um die Ohren! Du weißt ja, wie das ist.»

Eine weitere winzige Pause.

«Hast du Richard in letzter Zeit gesehen?» Ich bemühe mich um einen leichten Ton, doch es gelingt mir nicht. Mein Hunger nach Informationen über ihn ist unübersehbar.

«Ach, ab und an.»

Ich warte, doch sie will mir ganz offensichtlich nicht mehr sagen.

«Tja! Möchtest du jetzt dieses Alaïa-Kleid anprobieren?»

«Keine Zeit. Ich komme ein andermal wieder, Liebes.»

Doch ich spüre, dass Hillary das nicht tun wird. Was sie vor sich sieht – den verbeulten Knopf am zwei Jahre alten Chanel-Kleid, mein Haar, das eine professionelle Hand brauchen könnte –, ist ein Anblick, von dem Hillary verzweifelt hofft, er sei nicht ansteckend.

Sie umarmt mich hastig und wendet sich zum Gehen. Doch dann dreht sie sich noch einmal um.

«Ich an deiner Stelle ...» Hillary runzelt die Stirn; sie hadert mit sich. Trifft eine Entscheidung. «Tja, ich würde es vermutlich wissen wollen.»

Ich habe das Gefühl, ein Zug rast auf mich zu.

«Richard hat sich verlobt.» Ihre Stimme scheint aus großer Entfernung auf mich zuzuschweben. «Tut mir leid ... Ich dachte nur, du hast es vielleicht noch nicht gehört, und da ...»

Das Brausen in meinem Kopf übertönt, was sie noch sagt. Ich nicke und weiche zurück.

Richard hat sich verlobt. Mein Ehemann wird sie tatsächlich heiraten.

Ich schaffe es noch in eine Umkleidekabine, lehne mich an die Wand und lasse mich zu Boden gleiten. Dabei schiebt sich mein Rock hoch, und ich spüre den Teppich an meinen

Oberschenkeln. Ich vergrabe den Kopf in den Händen und heule.

KAPITEL DREI

An einer Seite der alten Kirche, in der das Learning Ladder untergebracht war, standen drei Grabsteine aus der Zeit der Jahrhundertwende, verwittert und zwischen Bäumen versteckt. An der anderen Seite befand sich ein kleiner Spielplatz mit einem Sandkasten und einem blau-gelben Klettergerüst. Wie Buchstützen rahmten diese Symbole für Leben und Tod die Kirche ein, die bereits zahllose Zeremonien zu Ehren von beidem gesehen hatte.

Auf einem der Grabsteine stand der Name Elizabeth Knapp. Sie war mit nicht einmal dreißig Jahren gestorben, und ihr Grab lag ein wenig abseits der anderen. Nellie nahm wie immer den Umweg um den Häuserblock herum, um nicht an dem winzigen Friedhof vorüberzumüssen. Dennoch dachte sie über die junge Frau nach.

Eine Krankheit oder eine Geburt mochten ihrem Leben ein frühes Ende gesetzt haben. Oder ein Unfall.

Ob sie verheiratet gewesen war? Ob sie Kinder gehabt hatte?

Nellie stellte ihre Tasche ab, um das kindersichere Tor zum Spielplatz zu öffnen, während die Bäume im Wind raschelten. Elizabeth war sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig geworden; Nellie wusste es nicht mehr genau. Und eben diese Ungenauigkeit nagte mit einem Mal an ihr.

Sie ging auf den Friedhof zu, um nachzusehen, doch da schlug die Kirchenglocke achtmal. Die tiefen, feierlichen Töne schwangen durch die Luft und erinnerten Nellie daran, dass die Elterngespräche in einer Viertelstunde beginnen würden. Eine Wolke zog vor die Sonne, und es wurde abrupt kälter.

Nellie machte kehrt, trat durchs Tor und zog es hinter sich zu. Dann entfernte sie die Abdeckplane vom Sandkasten und rollte sie zusammen, damit er bereit war, wenn die Kinder zum Spielen herauskamen. Eine heftige Böe hätte

ihr das eine Ende beinahe aus der Hand gerissen, doch sie konnte es festhalten, und dann zerrte sie einen großen Blumentopf herbei, um die Plane zu beschweren.

Nun eilte sie ins Gebäude und die Treppe hinab in den Keller, wo sich der Kindergarten befand. Am erdigen, aromatischen Kaffeeduft erkannte sie, dass Linda, die Leiterin, bereits hier war. Normalerweise hätte Nellie zuerst Tasche und Jacke in ihren Gruppenraum gebracht, ehe sie Linda begrüßte. Doch heute ging sie den Flur entlang auf das gelbe Licht zu, das aus Lindas Büro fiel. Sie hatte das Bedürfnis, ein vertrautes Gesicht zu sehen.

Nellie trat ein und entdeckte nicht nur Kaffee, sondern auch einen Teller mit Gebäck. Linda faltete neben einem Stapel Styroporbecher Papierservietten zu Fächern. Ihr glänzender dunkler Bob und der taupefarbene Hosenanzug mit dem Krokoledergürtel wären auch in einer Aufsichtsratssitzung nicht fehl am Platze gewesen. Sie kleidete sich nicht etwa nur an Elterntagen so - auch an ganz normalen Tagen sah sie filmreif aus.

«Sag nicht, das sind Schokocroissants.»

«Von Dean and DeLuca», bestätigte Linda. «Bedien dich.»

Nellie stöhnte. Just heute Morgen hatte die Waage angezeigt, dass sie bis zur Hochzeit noch immer über zwei - na gut, dreieinhalb - Kilo abnehmen musste.

«Komm schon», redete Linda ihr gut zu. «Ich habe noch jede Menge, um uns die Eltern gewogen zu machen.»

«Das sind Upper-East-Side-Eltern», witzelte Nellie. «Die essen keinen Zucker.» Sie warf noch einen Blick auf den Teller. «Vielleicht bloß ein halbes.» Mit einem Plastikmesser schnitt sie eines der Schokocroissants durch.

Unterwegs zu ihrem Gruppenraum biss sie hinein. Der Raum war nicht schick, aber geräumig, und hohe Fenster ließen ein wenig Tageslicht herein. Auf dem weichen Spielteppich mit dem ABC-Eisenbahn-Dekor am Rand saßen ihre

Kinder in der Märchenstunde im Schneidersitz; im Küchenbereich setzten sie sich kleine Kochmützen auf und klapperten mit Töpfen und Pfannen; und in der Verkleidungsecke fand sich alles Mögliche, von Arztkitteln über Tutus bis hin zu Astronautenhelmen.

Ihre Mutter hatte sie einmal gefragt, warum sie nicht eine «richtige» Lehrerin sein wolle; dass Nellie ihr die Frage übelgenommen hatte, hatte sie nicht verstanden.

Diese vertrauensseligen pummeligen Händchen in ihren Händen; dieser Moment, wenn ein Kind zum ersten Mal die Buchstaben auf einer Seite entzifferte, tastend ein Wort aussprach und staunend zu Nellie aufschaute; der frische Blick, mit dem Kinder die Welt sahen – wie sollte sie erklären, wie kostbar ihr das alles erschien?

Sie hatte einfach immer gewusst, dass sie Erzieherin werden wollte, ebenso wie manche Kinder sich zum Schriftsteller oder Künstler berufen fühlten.

Nellie leckte sich ein butteriges Croissantblättchen vom Finger. Dann zog sie ihren Terminkalender sowie den Stapel «Zeugnisse» aus der Tasche, die sie verteilen würde. Die Eltern zahlten 32 000 Dollar im Jahr dafür, dass die Kinder ein paar Stunden am Tag hier waren; die Porters mit dem Tipi-Link waren nicht die Einzigen, die dafür ganz bestimmte Erwartungen hegten. Jede Woche erhielt Nellie E-Mails wie neulich die der Levines, die Arbeitsblätter mit Zusatzaufgaben für die begabte kleine Reese verlangt hatten. Die Handynummern der Lehrer standen für Notfälle im Schulverzeichnis, doch einige Eltern fassten den Begriff «Notfall» sehr weit. Einmal hatte Nellie um fünf Uhr morgens einen Anruf erhalten, weil Bennett sich in der Nacht übergeben hatte und seine Mutter hatte wissen wollen, was er im Kindergarten gegessen habe. Das jähe schrille Klingeln im Dunkeln hatte Nellie so erschreckt, dass sie sämtliche Lampen in ihrem Zimmer eingeschaltet hatte, selbst nachdem sie erkannt hatte, dass der Anruf harmlos war. Um

das ausgeschüttete Adrenalin wieder abzubauen, hatte sie ihren Kleiderschrank neu geordnet.

«Was für eine Diva», hatte ihre Mitbewohnerin Sam gesagt, als Nellie ihr von dem Anruf erzählte. «Warum schaltest du dein Telefon nicht aus, wenn du schlafen gehst?»

«Gute Idee», hatte Nellie gelogen, obwohl sie wusste, dass sie diesen Rat nie befolgen würde. Sie hörte auch beim Joggen oder auf dem Weg zur Arbeit niemals laute Musik. Und sie ging um keinen Preis spätabends allein nach Hause.

Im Falle einer Bedrohung wollte sie so früh wie möglich vorgewarnt sein.

Als Nellie sich an ihrem Schreibtisch gerade noch ein paar letzte Notizen machte, klopfte es an der Tür. Sie blickte auf: Es waren die Porters, er in einem dunkelblauen Nadelstreifenanzug und sie in einem rosaroten Kleid. Die beiden sahen aus, als wären sie unterwegs ins Symphoniekonzert.

«Herzlich willkommen», sagte Nellie, als sie zu ihr kamen und ihr die Hand gaben. «Bitte setzen Sie sich.» Es fiel den Porters nicht leicht, auf den Kinderstühlen am kleinen Tisch das Gleichgewicht zu halten, und Nellie musste sich das Grinsen verkneifen. Sie selbst saß ebenfalls auf einem dieser Stühle, doch sie war mittlerweile daran gewöhnt.

«Also, Sie wissen ja, dass Jonah ein entzückender kleiner Junge ist», machte sie den Anfang. Alle ihre Elterngespräche begannen in diesem überschwänglichen Stil, doch in Jonahs Fall war es ernst gemeint. Nellie hatte eine Wand in ihrem Schlafzimmer mit Werken ihrer Lieblingskinder dekoriert, darunter ein Bild von Jonah, das Nellie als Marshmallow-Frau darstellte.

«Ist Ihnen aufgefallen, wie er Stifte hält?», fragte Mrs. Porter und holte ein Notizbuch und einen Kugelschreiber aus der Handtasche.

«Ähm, ich ...»

«Er proniert», unterbrach Mr. Porter sie und demonstrierte es ihr mit dem Kugelschreiber seiner Frau. «Sehen Sie, wie die Hand hier einwärts gedreht ist? Sollten wir ihn Ihrer Meinung nach zur Ergotherapie schicken?»

«Na ja, er ist erst dreieinhalb.»

«Dreidreiviertel», korrigierte Mrs. Porter.

«Richtig», sagte Nellie. «In diesem Alter sind die feinmotorischen Fähigkeiten bei vielen Kindern noch nicht so weit entwickelt, dass ...»

«Sie sind aus Florida, richtig?», fragte Mr. Porter.

Nellie blinzelte. «Woher ... Verzeihung, warum wollen Sie das wissen?» Sie hatte den Porters garantiert nicht erzählt, woher sie stammte, denn sie achtete immer sorgsam darauf, nicht zu viel über ihre Herkunft preiszugeben.

Sobald man sich die Tricks und Kniffe einmal angeeignet hatte, war es nicht schwer, Fragen auszuweichen. Wenn jemand sie nach ihrer Kindheit fragte, erzählte sie von dem Baumhaus, das ihr Vater für sie gebaut hatte, und von ihrem schwarzen Kater, der sich für einen Hund gehalten und Männchen gemacht hatte, wenn er um Leckerlis bettelte. Falls die Rede aufs College kam, konzentrierte sie sich auf die Saison, in der das Footballteam ungeschlagen geblieben war, sowie auf ihren Teilzeitjob im Campus-Café, wo sie beim Zubereiten von Toast einmal einen kleinen Brand verursacht und den Essbereich hatte räumen müssen. Man musste anschauliche, detaillierte Geschichten erzählen, die davon ablenkten, dass man eigentlich nichts über sich selbst preisgab. Alles, was einen aus der Menge heraushob, war zu vermeiden. Hinsichtlich des Jahres, in dem man seinen Abschluss gemacht hatte, sollte man vage bleiben. Zur Not musste man lügen, aber nur wenn es unumgänglich war.

«Nun, hier in New York läuft es anders», sagte Mr. Porter gerade. Nellie musterte ihn aufmerksam. Er war locker fünfzehn Jahre älter als sie, und sein Akzent deutete darauf

hin, dass er in Manhattan geboren war. Ihre Wege konnten sich eigentlich vorher nicht gekreuzt haben. Woher konnte er es wissen?

«Wir wollen nicht, dass Jonah zurückbleibt», sagte Mr. Porter, lehnte sich an und wäre dadurch beinahe mit dem Stuhl nach hinten gekippt.

«Was mein Mann Ihnen zu erklären versucht», mischte Mrs. Porter sich ein, «ist, dass wir ihn nächsten Herbst in der Vorschule anmelden wollen. Wir sehen uns die allerbesten Schulen an.»

«Ich verstehe.» Nellie konzentrierte sich wieder auf Jonah. «Tja, es ist natürlich Ihre Entscheidung, aber vielleicht sollten Sie lieber noch ein Jahr warten.» Sie wusste, dass Jonah bereits Chinesisch-, Karate- und Musikunterricht bekam. Diese Woche hatte sie ihn zweimal gähnen und sich die müden Augen reiben sehen. Solange er hier war, hatte er wenigstens reichlich Zeit, um Sandburgen zu bauen und aus Bauklötzchen Türme zu errichten.

«Ich wollte Ihnen noch erzählen, was er gemacht hat, als eines der anderen Kinder sein Lunch vergessen hatte», begann Nellie. «Jonah bot ihm die Hälfte von seinem Mittagessen an, was so viel Empathie und Liebenswürdigkeit verriet ...» Sie brach ab, weil Mr. Porters Handy klingelte.

«Ja», sagte er. Er suchte den Blickkontakt mit Nellie und sah sie unverwandt an. Sie waren sich erst zweimal zuvor begegnet: an einem Elternabend und im Herbstgespräch. Da hatte er sie nicht angestarrt oder sich eigenartig verhalten.

Mr. Porter ließ mehrfach die Hand kreisen, um ihr zu bedeuten, sie solle fortfahren. Mit wem sprach er da?

«Nehmen Sie regelmäßige Beurteilungen der Kinder vor?», fragte Mrs. Porter.

«Wie bitte?»

Mrs. Porter lächelte, und Nellie fiel auf, dass ihr Lippenstift exakt den gleichen Farbton wie ihr Kleid hatte. «An der

Smith School machen sie das nämlich. Jedes Quartal. Schulfähigkeit, Vorentlastung in nach Fähigkeiten eingeteilten Kleingruppen, erste Multiplikationsübungen ...»

Multiplikation? «Ich beurteile die Kinder durchaus.» Instinktiv straffte Nellie sich.

«Sie machen Witze», sprach Mr. Porter ins Telefon. Unwillkürlich wanderte ihr Blick wieder zu ihm.

«Nicht in Multiplikation ... in ... ähm ... einfacheren Fähigkeiten wie Zählen und Buchstabenerkennung», sagte Nellie. «Wenn Sie auf die Rückseite des Zeugnisses sehen, finden Sie dort ... ich habe Kategorien.» Ein kurzes Schweigen trat ein, während Mrs. Porter Nellies Notizen überflog.

«Sagen Sie Sandy, er soll sich darum kümmern. Verlieren Sie den Kunden nicht.» Mr. Porter legte auf und schüttelte den Kopf. «Sind wir hier fertig?»

«Nun», sagte Mrs. Porter zu Nellie, «Sie haben sicher viel zu tun.»

Nellie lächelte verkniffen. *Ja, hätte sie gern gesagt. Ich habe tatsächlich viel zu tun. Gestern habe ich diesen Teppich geschrubbt, nachdem eines der Kinder Milch darauf verschüttet hatte. Ich habe eine weiche Decke für die Ruhe-Ecke gekauft, damit Ihr überforderter kleiner Junge sich ausruhen kann. Außerdem habe ich diese Woche drei Spätschichten in einem Restaurant gekellnert, weil ich mit dem, was ich hier verdiene, meine Lebenshaltungskosten nicht bestreiten kann - und trotzdem war ich jeden Morgen um acht Uhr hier und hatte Energie für Ihre Kinder.*

Als sie gerade in Lindas Büro gehen wollte, um sich die andere Hälfte ihres Schokocroissants zu holen, hörte sie Mr. Porter mit seiner dröhnenden Stimme sagen: «Ich habe meine Jacke vergessen.» Er kam zurück in den Gruppenraum und nahm seine Jacke von der Lehne des Kinderstuhls.

«Warum haben Sie gedacht, ich käme aus Florida?», platzte Nellie heraus.

Er zuckte die Achseln. «Meine Nichte hat da studiert, an der Grant University. Ich dachte, jemand hätte erwähnt, Sie hätten auch da studiert.»

Diese Information stand nicht in ihrem Lebenslauf auf der Learning-Ladder-Website. Sie besaß auch nichts mit dem Logo ihrer Universität - kein Sweatshirt, keinen Schlüsselanhänger, keinen Wimpel.

Linda muss den Porters meine Zeugnisse gezeigt haben - sie sind ganz der Typ Eltern, der so was sehen will, sagte Nellie sich.

Dennoch musterte sie ihn nochmals eingehend und versuchte, sich seine Gesichtszüge an einer jungen Frau vorzustellen. Sie konnte sich an niemandem mit dem Nachnamen Porter erinnern. Dennoch hätte diese Frau womöglich im Seminar hinter ihr sitzen oder versucht haben können, ihrer Studentinnenverbindung beizutreten.

«Tja, gleich beginnt mein nächstes Elterngespräch, also ...»

Er sah in den menschenleeren Flur, dann wieder zu ihr. «Natürlich. Dann bis zur Abschlussfeier.» Pfeifend ging er davon. Nellie sah ihm hinterher, bis er am Ende des Flurs durch die Tür trat und verschwand.

Richard sprach kaum über seine Exfrau, daher wusste Nellie nur wenig über sie: Sie lebte nach wie vor in New York City. Richard und sie hatten sich getrennt, kurz bevor er Nellie kennengelernt hatte. Sie war hübsch, hatte langes dunkles Haar und ein schmales Gesicht - Nellie hatte sie gegoogelt und war auf ein unscharfes Miniaturfoto gestoßen, das sie bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung zeigte.

Und sie war ständig zu spät gekommen, eine Angewohnheit, die Richard geärgert hatte.

Das letzte Stück bis zum Italiener rannte Nellie und bedauerte bereits, dass sie mit den übrigen Erzieherinnen der Drei- und Vierjährigen zwei Glas Pinot grigio getrunken

hatte zur Belohnung dafür, dass sie ihre Elterngespräche überlebt hatten. Sie hatten sich gegenseitig mit Anekdoten übertroffen; Marnie, deren Gruppenraum neben Nellies lag, war zur Gewinnerin erklärt worden, weil die Eltern eines ihrer Kinder sich von einem Au-pair-Mädchen mit nicht sonderlich guten Englischkenntnissen hatten vertreten lassen.

Nellie hatte ganz das Zeitgefühl verloren und erst auf dem Weg zur Toilette auf ihr Handy gesehen. Als sie wieder aus der Kabine gekommen war, wäre sie beinahe mit einer anderen Frau zusammengestoßen. «Verzeihung!», hatte Nellie ganz automatisch gesagt und war zur Seite getreten, doch dabei war ihr die Tasche hingefallen, und der Inhalt hatte sich über den Boden verstreut. Die Frau war wortlos über das Durcheinander hinweggestiegen und im Nu in einer Toilettenkabine verschwunden. («Wie unhöflich!», hätte die Erzieherin in Nellie sie gern getadelt, als sie in die Knie ging und Briefftasche und Kosmetika auflas.)

Mit elf Minuten Verspätung kam sie im Restaurant an. Als sie die schwere Glastür aufzog, blickte der Oberkellner von seinem ledergebundenen Reservierungsbuch auf. «Ich treffe mich mit meinem Verlobten», sagte sie keuchend.

Nellie suchte den Speiseraum ab und entdeckte Richard an einem Ecktisch. Kleine Fältchen rahmten seine Augen ein, und an den Schläfen durchzogen ein paar silberne Strähnen sein dunkles Haar. Er erhob sich, musterte sie von oben bis unten und zwinkerte ihr spielerisch zu. Nellie fragte sich, ob sie je aufhören würde, bei seinem Anblick Schmetterlinge im Bauch zu spüren.

Sie ging zu ihm. «Entschuldige», sagte sie. Er küsste sie, während er ihren Stuhl vom Tisch abrückte, und sie atmete seinen sauberen Zitrusduft ein.

«Alles in Ordnung?»

Jeder andere hätte diese Frage halb automatisch gestellt. Doch Richard ließ sie dabei nicht aus den Augen; Nellie wusste, ihre Antwort war ihm wirklich wichtig.

«Verrückter Tag.» Nellie setzte sich seufzend. «Elterngespräche. Wenn wir mal wegen Richard junior auf der anderen Seite dieses Tisches sitzen, erinnere mich daran, dass ich mich bei den Erziehern bedanke.»

Sie strich ihren Rock glatt, während Richard nach der Flasche Verdicchio im Kühler griff. Auf dem Tisch brannte eine gedrungene Kerze und warf einen goldenen Lichtkreis auf das schwere cremefarbene Tischtuch.

«Für mich nur ein halbes Glas. Ich habe nach den Gesprächen noch was mit meinen Kolleginnen getrunken. Linda hat einen ausgegeben; sie nannte es unseren Sold für den Frontdienst.»

Richard runzelte die Stirn. «Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich keine ganze Flasche bestellt.» Dezent winkte er mit dem Zeigefinger den Kellner herbei und bestellte ein San Pellegrino. «Du bekommst doch manchmal Kopfschmerzen, wenn du tagsüber etwas trinkst.»

Sie lächelte. Es war eines der ersten Dinge, die sie über sich preisgegeben hatte.

Gleich nach Abschluss ihres Studiums war sie von Florida nach Manhattan gezogen, um einen Neuanfang zu machen. Wenn ihre Mutter nicht immer noch in Nellies Heimatstadt leben würde, würde sie niemals dorthin zurückkehren.

Auf dem Rückflug nach einem der Besuche bei ihrer Mutter hatte sie neben einem Soldaten gesessen. Noch vor dem Start war eine Flugbegleiterin gekommen. «In der ersten Klasse sitzt ein Herr, der Ihnen seinen Platz anbieten möchte», hatte sie zu dem jungen Soldaten gesagt. Der war aufgestanden. «Wahnsinn!»

Dann war Richard durch den Mittelgang gekommen. Sein Krawattenknoten war gelockert, als hätte er einen lan-

gen Tag hinter sich. In der einen Hand hielt er einen Drink, in der anderen eine lederne Aktentasche. Diese unglaublichen Augen richteten sich auf Nellie, und dann lächelte er sie liebenswürdig an.

«Das war aber nett von Ihnen.»

«Nicht der Rede wert», erwiderte Richard und setzte sich neben sie.

Bald folgten die Sicherheitshinweise, und kurz darauf hob das Flugzeug mit einem Ruck ab.

Als sie durch ein Luftloch flogen, umklammerte Nellie die Armlehne.

Gleich darauf hörte sie zu ihrer Überraschung Richards tiefe Stimme dicht an ihrem Ohr. «Das ist genauso, wie wenn man mit dem Auto durch ein Schlagloch fährt. Es ist völlig ungefährlich.»

«Vom Verstand her weiß ich das.»

«Aber es hilft nicht. Vielleicht hilft das.»

Er reichte ihr sein Glas, und ihr fiel auf, dass er keinen Ring trug. Sie zögerte. «Manchmal bekomme ich Kopfschmerzen, wenn ich tagsüber etwas trinke.»

Das Flugzeug knarrte, und sie trank hastig einen großen Schluck.

«Trinken Sie aus. Ich bestelle noch einen ... oder hätten Sie vielleicht lieber ein Glas Wein?» Fragend hob er die Augenbrauen, und ihr fiel eine halbmondförmige silberne Narbe über seinem rechten Auge auf.

Sie nickte. «Danke.» Nie zuvor hatte ein Sitznachbar auf einem Flug versucht, sie zu beruhigen. Normalerweise sahen die Leute weg oder blätterten in einem Magazin, während sie allein mit ihrer Panik kämpfte.

«Ich verstehe das, wissen Sie?», sagte er. «Mir geht es so beim Anblick von Blut.»

«Im Ernst?» Das Flugzeug erbebte leicht, und die Tragflächen neigten sich nach links. Sie schloss die Augen und schluckte schwer.

«Ich erzähle es Ihnen, aber Sie müssen mir versprechen, nicht den Respekt vor mir zu verlieren.»

Wieder nickte sie, denn sie wollte nicht, dass diese beruhigende Stimme verstummte.

«Also, vor ein paar Jahren wurde ein Kollege von mir mitten in einer Besprechung ohnmächtig und schlug mit dem Kopf auf den Tisch ... Vermutlich hatte er zu niedrigen Blutdruck. Oder er war vor Langeweile ohnmächtig geworden.»

Nellie öffnete die Augen und lachte leise. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie zuletzt in einem Flugzeug gelacht hatte.

«Ich sage den anderen, sie sollen Platz machen, schnappe mir einen Stuhl und helfe dem Mann, sich zu setzen. Und während ich noch rufe, jemand solle Wasser holen, sehe ich das ganze Blut. Und plötzlich wird mir ganz schwindelig, so, als würde ich auch gleich ohnmächtig. Ich stoße den verletzten Mann praktisch vom Stuhl, damit ich mich selbst setzen kann, und mit einem Mal achtet niemand mehr auf ihn, weil alle mir helfen wollen.»

Das Flugzeug richtete sich wieder auf. Ein leises Klingeln ertönte, und eine Flugbegleiterin ging an den Sitzreihen entlang und bot den Passagieren Kopfhörer an. Nellie ließ die Armlehne los und sah Richard an. Er grinste.

«Sie haben es überlebt, wir sind über den Wolken. Von jetzt an dürfte es keine Turbulenzen mehr geben.»

«Danke. Für den Drink und die Geschichte ... Sie gehören weiter zum Club der echten Männer, trotz Ohnmacht.»

Zwei Stunden später hatte Richard Nellie von seiner Arbeit als Hedgefondsmanager erzählt und ihr gestanden, er habe eine Schwäche für Erzieherinnen, seit eine ihm bei der Aussprache des R geholfen habe: «Nur ihretwegen habe ich mich Ihnen nicht als Wichaaad vorgestellt.» Als sie ihn fragte, ob er in New York Familie habe, schüttelte er den Kopf. «Nur eine ältere Schwester in Boston. Meine El-

tern starben schon vor Jahren.» Er legte die Hände übereinander und senkte den Blick. «Ein Autounfall.»

«Mein Vater ist auch tot.» Er sah wieder zu ihr. «Ich habe einen alten Pulli von ihm ... Manchmal ziehe ich ihn immer noch an.»

Beide schwiegen einen Augenblick. Dann wies die Flugbegleiterin die Passagiere an, die Tische hochzuklappen und die Sitze senkrecht zu stellen.

«Kommen Sie mit Landungen zurecht?»

«Vielleicht könnten Sie mir zur Ablenkung noch eine Geschichte erzählen», sagte Nellie.

«Hmm. So auf Anhieb fällt mir keine mehr ein. Geben Sie mir doch Ihre Telefonnummer für den Fall, dass mir doch noch eine in den Sinn kommt.»

Er zog einen Kugelschreiber aus der Innentasche und reichte ihn ihr. Sie legte den Kopf schräg, um ihre Nummer auf eine Papierserviette zu kritzeln, und das Haar fiel ihr ins Gesicht.

Richard strich sanft über eine blonde Strähne, dann steckte er sie ihr zurück hinter das Ohr. «Wunderschön. Schneiden Sie es niemals ab.»

KAPITEL VIER

Ich sitze auf dem Boden der Umkleidekabine. Es hängt noch ein Hauch eines Rosenparfüms in der Luft und erinnert mich an eine Hochzeit. Meine Nachfolgerin wird eine wunderschöne Braut sein. Ich stelle mir vor, wie sie zu Richard aufblickt und ihm gelobt, ihn zu lieben und zu ehren, genau wie ich es tat.

Beinahe kann ich ihre Stimme hören.

Ich weiß, wie sie klingt. Manchmal rufe ich sie an, aber ich benutze ein Wegwerfhandy mit unterdrückter Nummer.

«Hi», beginnt ihre Ansage. Sie klingt unbekümmert, heiter. «Tut mir wirklich leid, dass ich Sie verpasse!»

Tut es ihr tatsächlich leid? Oder triumphiert sie? Mittlerweile ist ihre Beziehung mit Richard öffentlich, doch sie begann, als er und ich noch verheiratet waren. Wir hatten Probleme. Haben die nicht alle Paare, wenn der Glanz der Flitterwochen erst verblasst ist? Trotzdem hätte ich niemals gedacht, dass er mich so schnell auffordern würde auszuziehen. Dass er alle Spuren unserer Beziehung würde tilgen wollen.

Als wollte er vorgeben, dass wir nie verheiratet waren. Dass ich nicht existiere.

Denkt sie gelegentlich an mich und fühlt sich dann schuldig?

Solche Fragen quälen mich nachts. Manchmal, wenn ich stundenlang wach gelegen habe und das Bett schon völlig zerwühlt ist, schließe ich die Augen, bin ganz nahe dran, endlich einzudösen, aber dann sehe ich plötzlich ihr Gesicht vor mir. Ich fahre hoch und taste in der Nachttischschublade nach meinen Pillen. Damit die Tablette schneller wirkt, zerkaue ich sie, anstatt sie herunterzuschlucken.

Der Spruch auf ihrer Mailbox gibt keinerlei Aufschluss über ihre Gefühle.

Aber als ich sie eines Abends mit Richard beobachtete, strahlte sie förmlich.

Ich war zu Fuß zu unserem Lieblingsrestaurant in der Upper East Side gelaufen. In einem Ratgeber hatte ich gelesen, man solle Orte aufsuchen, mit denen schmerzliche Erinnerungen verbunden sind, damit sie ihre Macht über einen verlieren und man sich die Stadt wieder zu eigen machen könne. Also pilgerte ich zu dem Café, in dem Richard und ich uns immer bei einem Latte macchiato die *New York Times* geteilt hatten, schlenderte an dem Gebäude vorüber, in dem sich Richards Büro befindet und sein Unternehmen jeden Dezember eine aufwendige Weihnachtsfeier veranstaltet, und spazierte zwischen den Magnolien- und Fliederbäumen im Central Park hindurch. Mit jedem Schritt ging es mir schlechter. Es war eine miserable Idee; kein Wunder, dass dieses Buch auf dem Ramschtisch verstaubte.

Dennoch ging ich weiter. Ich hatte vor, meinen Rundgang mit einem Drink in der Bar des Restaurants abzuschließen, in dem Richard und ich unsere letzten Hochzeitstage gefeiert hatten. Da sah ich sie.

Vielleicht versuchte er ja auch, sich das Restaurant wieder zu eigen zu machen.

Wenn ich nur ein bisschen schneller gegangen wäre, hätten wir den Eingang genau zur gleichen Zeit erreicht. Stattdessen huschte ich in einen Ladeneingang und spähte um die Ecke. Ich erhaschte einen Blick auf gebräunte Beine, verführerische Kurven und das Lächeln, das sie Richard schenkte, als er ihr die Tür aufhielt.

Natürlich begehrte mein Ehemann sie. Welcher Mann würde das nicht? Sie war so köstlich wie ein reifer Pflirsich.

Ich schlich mich näher heran und beobachtete durch das deckenhohe Fenster, wie Richard seiner Freundin etwas zu trinken bestellte - sie hatte offenbar eine Vorliebe für Champagner - und sie die goldene Flüssigkeit aus einer schlanken Flöte trank.

Richard durfte mich auf keinen Fall entdecken; er hätte mir nicht geglaubt, dass es ein Zufall war. Natürlich war ich ihm früher schon gefolgt. Oder besser gesagt, ich war ihnen beiden gefolgt.

Dennoch wollten meine Füße sich nicht vom Fleck rühren. Gierig beobachtete ich, wie sie die Beine so übereinanderschlug, dass der Schlitz in ihrem Kleid den Blick auf ihren Oberschenkel freigab.

Er war ihr sehr nahe, hatte den Arm auf die Lehne ihres Stuhls gelegt und beugte sich zu ihr. Sein Haar war länger geworden und streifte hinten den Anzugkragen. Es stand ihm gut. Er hatte den gleichen löwenhaften Gesichtsausdruck, den ich von ihm kannte, wenn er ein großes Geschäft abgeschlossen hatte, eines von denen, auf die er monatelang hingearbeitet hatte.

Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte über etwas, was er gesagt hatte.

Meine Fingernägel bohrten sich in meine Handflächen; vor Richard hatte ich noch nie jemanden wahrhaft geliebt. Und nun wurde mir klar, dass ich vor ihm auch nie jemanden wahrhaft gehasst hatte.

«Vanessa?»

Die Stimme mit dem britischen Akzent draußen vor der Umkleidekabine, die mich gerade aus meinen Erinnerungen gerissen hat, gehört meiner Chefin Lucille, einer Frau, die nicht für ihre Geduld bekannt ist.

Ich fahre mit den Fingern unter meinen Augen entlang, weil meine Wimperntusche garantiert verlaufen ist. «Ich räume nur auf.» Meine Stimme klingt heiser.

«Bei Stella McCartney wartet eine Kundin. Räumen Sie später auf.»

Sie wartet darauf, dass ich herauskomme. Mir bleibt keine Zeit, mein Gesicht in Ordnung zu bringen, die unschönen Spuren meines Kammers zu beseitigen, und außerdem liegt meine Handtasche im Pausenraum.

Ich öffne die Tür, und sie tritt einen Schritt zurück. «Geht es Ihnen nicht gut?» Ihre perfekt gewölbten Augenbrauen gehen in die Höhe.

Ich nutze meine Chance. «Ich weiß nicht. Mir ist bloß ... mir ist ein bisschen übel ...»

«Halten Sie den Tag durch?» In Lucilles Tonfall klingt kein Mitgefühl an, und ich frage mich, ob diese Verfehlung wohl meine letzte sein wird. Sie kommt mir zuvor und antwortet selbst: «Nein, Sie könnten ansteckend sein. Gehen Sie nach Hause.»

Ich nicke und hole eilig meine Tasche - nicht dass sie es sich noch einmal anders überlegt.

Mit der Rolltreppe fahre ich nach unten und betrachte mein verwüstetes Gesicht, wenn es kurz in den Spiegeln aufblitzt.

Richard hat sich verlobt, flüstert mein Verstand.

Ich eile durch den Personaleingang hinaus und bleibe nur kurz stehen, damit der Wachmann meine Tasche durchsuchen kann. Dann ziehe ich wieder die Sneakers an. Ich überlege, ob ich ein Taxi nehmen soll, doch was Hillary gesagt hat, stimmt: Richard bekam unser Haus in Westchester und seine Junggesellenwohnung in Manhattan, wo er übernachtete, wenn Besprechungen bis in den späten Abend dauerten. Wo er sie empfang. Er bekam die Autos, die Aktien, die Ersparnisse. Ich kämpfte nicht einmal darum. Ich war mit nichts in die Ehe gegangen. Ich hatte nicht gearbeitet. Ich hatte ihm keine Kinder geschenkt. Ich hatte ihn getäuscht.

Ich war keine gute Ehefrau gewesen.

Jetzt allerdings frage ich mich, warum ich die niedrige Pauschalabfindung, die Richard mir anbot, akzeptiert habe. Seine neue Braut wird den Tisch mit Porzellan decken, das ich ausgesucht habe. Sie wird sich auf der Veloursleder-couch, die ich ausgewählt habe, an ihn kuscheln. Wird in unserem Mercedes neben ihm sitzen, die Hand auf sei-

nem Bein, und ihr kehliges Lachen ausstoßen, während er in den vierten Gang schaltet.

Ein Bus rumpelt vorüber und spuckt heiße Abgase aus. Die grauen Schwaden scheinen sich um mich zu legen. Ich laufe die Fifth Avenue entlang. Zwei Frauen mit großen Einkaufstüten drängen mich beinahe vom Bürgersteig. Ein Geschäftsmann marschiert vorüber, das Handy am Ohr, den Blick nach innen gerichtet. Ich überquere die Straße, und ein Motorrad fegt nur Zentimeter vor mir vorüber. Der Fahrer brüllt irgendetwas.

Die Stadt zieht sich um mich herum zusammen; ich brauche Raum. Also überquere ich die Fifty-ninth Street und betrete den Central Park.

Ein kleines Mädchen mit Zöpfen bestaunt den Tierballon an seinem Handgelenk, und ich sehe ihr hinterher. Das hätte meine Tochter sein können. Wenn es mir gelungen wäre, schwanger zu werden, wäre ich vielleicht noch mit Richard zusammen. Womöglich hätte er dann nicht gewollt, dass ich ausziehe. Vielleicht würden wir uns dann hier mit Daddy zum Mittagessen treffen.

Ich schnappe nach Luft, lasse die Arme, die ich mir um den Leib geschlungen hatte, sinken und richte mich auf. Den Blick stur nach vorn gerichtet, gehe ich Richtung Norden und konzentriere mich auf das regelmäßige Geräusch, mit dem meine Sneakers auf den Boden treffen, zähle jeden Schritt, setze mir kleine Ziele. Einhundert Schritte. Jetzt noch einmal hundert.

Schließlich verlasse ich den Park an der Ecke Eighty-sixth Street und Central Park West und laufe auf Tante Charlottes Haus zu. Ich sehne mich nach Schlaf und Vergessen. Es sind nur noch sechs Tabletten übrig, und als ich meine Ärztin beim letzten Mal um ein Folgerezept bat, zögerte sie.

«Sie wollen doch nicht abhängig werden», sagte sie. «Versuchen Sie, sich jeden Tag ein bisschen zu bewegen,

und meiden Sie nach dem Mittag Koffein. Nehmen Sie abends vor dem Schlafengehen ein warmes Bad, vielleicht hilft das.»

Aber das sind Hilfsmittel für Wald-und-Wiesen-Schlafstörungen. Die helfen mir nicht.

Erst vor Tante Charlottes Haus merke ich, dass ich ihren Wein vergessen habe. Ich weiß, ich werde nicht noch einmal vor die Tür gehen wollen, also mache ich kehrt und marschiere die zwei Häuserblocks zurück zum Spirituosenladen. Vier Rote und zwei Weiße, hat Tante Charlotte gesagt. Ich nehme einen Einkaufskorb und lege Merlot und Chardonnay hinein.

Meine Hände schließen sich um die glatten, schweren Flaschen. Seit dem Tag, an dem Richard mich aufforderte, auszuziehen, habe ich keinen Wein mehr angerührt, doch ich sehne mich noch immer nach dem samtig-fruchtigen Geschmack, der meine Zunge weckt. Ich zögere, dann lege ich noch eine siebte und eine achte Flasche in meinen Einkaufskorb. Als ich zur Kasse gehe, graben die Griffe des Korbs sich in meinen Unterarm.

Der junge Mann an der Kasse verbucht meinen Einkauf kommentarlos. Vielleicht ist er an derangierte Frauen in Designerkleidung gewöhnt, die hier mitten am Tag hereinschneien, um ihre Weinvorräte aufzufüllen. Früher ließ ich mir den Wein in das Haus liefern, in dem ich mit Richard lebte, jedenfalls bis er mich bat, mit dem Trinken aufzuhören. Von da an fuhr ich mit dem Auto eine halbe Stunde bis zu einem Feinkostgeschäft, von dem ich wusste, dass ich dort keine Bekannten treffen würde. An dem Tag, an dem die Müllabfuhr kam, ging ich in aller Frühe spazieren und steckte die leeren Flaschen heimlich bei Nachbarn in die Tonnen.

«Das ist alles?», fragt der Mann.

«Ja.» Ich hole meine Kreditkarte heraus und weiß, wenn ich mich für teuren Wein statt für Fünfzehn-Dollar-Flaschen entschieden hätte, würde die Zahlung nicht freigegeben.

Er packt je vier Flaschen in eine Tüte, ich drücke die Leidentür mit der Schulter auf, und während das beruhigende Gewicht der Tüten an meinen Armen zieht, gehe ich zurück zu Tante Charlottes Haus, trete ein und warte darauf, dass sich die Tür des altersschwachen Aufzugs öffnet. Die Fahrt in den zwölften Stock dauert eine Ewigkeit; ich kann an nichts anderes denken als an den ersten Schluck, der mir gleich durch die Kehle rinnen und den Magen wärmen wird. Und meinen Kummer betäubt.

Glücklicherweise ist meine Tante nicht zu Hause. Ich sehe auf den Kalender, der neben dem Kühlschrank hängt, und lese *D - 15 Uhr*. Vermutlich eine Freundin, mit der sie sich zum Tee trifft. Ihr Mann Beau, ein Journalist, starb vor zwei Jahren überraschend an einem Herzinfarkt. Er war die Liebe ihres Lebens. Soweit ich weiß, hatte sie seitdem nichts Ernstes mehr. Ich stelle die Tüten auf die Arbeitsfläche, öffne den Merlot und nehme ein Weinglas aus dem Schrank. Dann überlege ich es mir anders und nehme stattdessen einen Kaffeebecher. Ich schenke ihn halb voll und setze ihn an die Lippen, unfähig, auch nur einen Augenblick länger zu warten. Das volle Kirscharoma liebkost meinen Gaumen. Ich schließe die Augen, schlucke und spüre den Wein durch meine Kehle rinnen. Meine Verspannungen lösen sich ein wenig. Ich schenke mir nach, und da ich nicht weiß, wie lange Tante Charlotte fortbleiben wird, nehme ich den Becher und meine beiden Flaschen mit in mein Zimmer.

Als Erstes ziehe ich das Kleid aus, lasse es einfach zu Boden fallen und steige darüber hinweg. Dann hebe ich es doch auf und hänge es auf einen Bügel. Ich ziehe ein weiches graues T-Shirt und eine Fleecehose an und klettere ins Bett. Als ich bei Tante Charlotte einzog, stellte sie mir einen kleinen Fernseher ins Zimmer, doch ich benutze ihn kaum.

Jetzt jedoch sehne ich mich verzweifelt nach Gesellschaft, und sei sie auch nur virtuell. Ich nehme die Fernbedienung und zappe so lange durch die Sender, bis ich bei einer Talkshow lande. Dann nehme ich die Tasse in beide Hände und trinke noch einen großen Schluck.

Eigentlich wollte ich mich von dem Drama, das sich auf dem Bildschirm entfaltet, ablenken lassen, doch das heutige Thema der Sendung ist Untreue.

«Sie kann eine Ehe stärker machen», beteuert eine Frau mittleren Alters, die die Hand des Mannes neben sich hält. Er rutscht ein Stück zur Seite und blickt zu Boden.

Sie kann sie auch zerstören, denke ich.

Ich betrachte den Mann. *Wer war sie?*, frage ich mich. *Wie bist du ihr begegnet? Auf einer Geschäftsreise oder vielleicht in der Schlange in einem Deli, wo du ein Sandwich kaufen wolltest? Was hat dich an ihr angezogen, dich genötigt, diese fatale Grenze zu überschreiten?* Ich umklammere meine Tasse so fest, dass mir die Hand weh tut. Am liebsten würde ich sie gegen den Fernseher schleudern, doch stattdessen fülle ich sie erneut.

Der Mann kreuzt die Beine, dann streckt er sie von sich. Er räuspert sich und kratzt sich am Kopf. Ich freue mich, dass ihm nicht wohl in seiner Haut ist. Er ist ein bulliger, brutal aussehender Mann; nicht mein Typ, doch ich verstehe, warum er auf andere Frauen anziehend wirken mag.

«Das Vertrauen wiederherzustellen ist ein langwieriger Prozess, aber wenn beide Parteien dazu entschlossen sind, ist es durchaus möglich», sagt eine Frau, die am unteren Bildschirmrand als Paartherapeutin bezeichnet wird.

Die fade wirkende Ehefrau faselt darüber, dass sie das Vertrauen vollständig wiederhergestellt hätten, dass ihre Ehe jetzt oberste Priorität für sie beide habe, dass sie einander verloren, doch nun wiedergefunden hätten. Sie klingt, als läse sie zu viele Ratgeber.

Die Therapeutin sieht den Ehemann an. «Sind Sie auch der Meinung, dass das Vertrauen wiederhergestellt ist?»

Er zuckt die Achseln. *Idiot*, denke ich und frage mich, wie sie ihn erwischt hat. «Ich arbeite daran. Aber es ist schwer. Ich sehe sie immer wieder vor mir mit diesem ...» Ein Piep übertönt das letzte Wort.

Also habe ich mich geirrt. Ich dachte, er hätte sie betrogen. Die Anhaltspunkte waren da, aber ich habe sie falsch gedeutet. Nicht zum ersten Mal.

Als ich noch einen Schluck Merlot trinken will, schlägt mir die Tasse gegen die Schneidezähne. Ich lasse mich tiefer ins Bett sinken und wünschte, ich hätte den Fernseher nicht eingeschaltet.

Was trennt die Affäre von einem Heiratsantrag? Ich dachte, Richard hätte bloß ein bisschen Spaß, und rechnete damit, dass ihre Affäre kurz aufflammen und dann rasch erlöschen würde. Derweil gab ich vor, nichts davon zu wissen, sah einfach weg. Außerdem: Wer hätte es Richard auch verdenken können? Ich war nicht mehr die Frau, die er geheiratet hatte. Unterdessen hatte ich zugenommen, verließ kaum noch das Haus und hatte angefangen, in Richards Handlungen nach einer verborgenen Bedeutung zu suchen, griff jeden Hinweis auf, von dem ich glaubte, er belege, dass Richard mich allmählich satt hatte.

Sie ist alles, was Richard sich wünscht. Alles, was ich früher war.

Gleich nach der kurzen, beinahe klinischen Szene, die unsere siebenjährige Ehe offiziell beendete, bot Richard unser Haus in Westchester zum Verkauf an und zog in seine Stadtwohnung. Doch er liebte unser ruhiges Wohnviertel und die Ungestörtheit, die man dort genoss. Wahrscheinlich wird er für seine neue Braut ein anderes Haus im Grünen kaufen. Ich frage mich, ob sie vorhat, ihre Arbeit aufzugeben und sich ganz Richard zu widmen, ob sie versuchen wird, schwanger zu werden, genau wie ich es tat.

Kaum zu glauben, dass ich noch weinen kann, doch während ich meine Tasse auffülle, laufen wieder Tränen über meine Wangen. Die Flasche ist fast leer, und ich verschütte ein paar Tropfen. Wie Blutstropfen heben sie sich von meinem weißen Bettzeug ab.

Ein vertrauter Schleier legt sich um mich, die Umarmung eines alten Freundes. Ich habe das Gefühl, mit der Matratze zu verschmelzen. Vielleicht erging es meiner Mutter auch so, wenn sie ihre Licht-aus-Tage hatte. Ich wünschte, ich hätte es damals besser verstanden; seinerzeit fühlte ich mich verlassen, aber heute weiß ich, dass es Kummer gibt, der zu stark ist, um ihn zu bekämpfen. Man kann nur in Deckung gehen und hoffen, dass der Sandsturm vorüberzieht. Doch das kann ich ihr jetzt nicht mehr sagen. Meine Eltern sind beide tot.

«Vanessa?» Ich höre ein leises Klopfen an meiner Zimmertür, dann kommt Tante Charlotte herein. Die dicken Brillengläser vergrößern ihre haselnussbraunen Augen. «Ich dachte, ich hätte den Fernseher gehört.»

«Mir ist bei der Arbeit übel geworden. Wahrscheinlich solltest du nicht näher kommen.» Die beiden Flaschen stehen auf meinem Nachttisch. Ich hoffe, die Lampe verstellt ihr die Sicht darauf.

«Kann ich dir etwas holen?»

«Ein bisschen Wasser wäre toll», sage ich und nuschele ein bisschen beim S. Ich muss sie schleunigst aus meinem Zimmer bugsieren.

Sie lässt die Tür offen stehen und geht in die Küche. Ich stehe auf und schnappe mir die beiden Flaschen. Sie stoßen aneinander, und ich zucke zusammen. Hastig laufe ich zum Schrank und stelle sie hinein, wobei eine beinahe umfällt.

Als Tante Charlotte mit einem Tablett zurückkehrt, liege ich wieder im Bett.

«Ich habe dir auch ein paar Kracker und Kräutertee mitgebracht.» Als ich ihre liebevolle Stimme höre, schnürt es

mir die Kehle zu. Sie stellt das Tablett ans Bett und wendet sich zum Gehen.

Hoffentlich hat sie meine Fahne nicht gerochen. «Ich habe deinen Wein in die Küche gestellt.»

«Danke, Liebes. Ruf mich, wenn du etwas brauchst.»

Als sie die Tür schließt, lasse ich den Kopf zurück aufs Kissen sinken und spüre, wie mich Schwindel umfängt. Sechs Tabletten habe ich noch ... Wenn ich mir eine der bitteren weißen Pillen auf der Zunge zergehen lasse, kann ich wahrscheinlich bis morgen durchschlafen.

Aber plötzlich kommt mir eine bessere Idee. Der Gedanke schneidet förmlich durch den Nebel in meinem Hirn: *Sie haben sich gerade erst verlobt. Es ist noch nicht zu spät!*

Ich taste nach meiner Tasche und hole das Handy heraus. Richards Telefonnummern sind noch immer darin gespeichert. Es klingelt zweimal bei ihm, dann höre ich seine Stimme. Mein Exmann hat das tiefe Timbre eines breiteren, größeren Mannes, was ich immer faszinierend fand. «Ich rufe Sie gleich zurück», verspricht seine Ansage. Richard hält seine Versprechen. Immer.

«Richard», stoße ich hervor. «Ich bin's. Ich habe von deiner Verlobung gehört, und ich muss einfach mit dir reden ...»

Die Klarheit, die ich noch einen Moment zuvor empfand, entgleitet mir wie ein schlüpfriger Fisch. Ich ringe um die richtigen Worte.

«Bitte ruf mich zurück ... Es ist wirklich wichtig.»

Beim letzten Wort bricht meine Stimme. Ich beende das Telefonat, drücke das Handy an die Brust und schließe die Augen. Vielleicht hätte ich die Reue, die mich jetzt quält, vermeiden können, wenn ich nur besser auf die Warnsignale geachtet hätte. Wenn ich nur versucht hätte, es *in Ordnung zu bringen*. Es kann noch nicht zu spät sein. Die Vorstellung, Richard könne wieder heiraten, ist entsetzlich.

Irgendwann muss ich eingedöst sein, denn als mein Handy eine Stunde später vibriert, fahre ich hoch. Ich sehe aufs Display und finde eine Textnachricht:

Tut mir leid, aber es gibt nichts mehr zu sagen. Alles Gute. R.

Da wird mir etwas klar. Wenn Richard die Vergangenheit zusammen mit einer neuen Frau hinter sich lassen kann, dann kann ich mir ja vielleicht auch irgendwann ein neues Leben zusammenstoppeln. Ich könnte so lange bei Tante Charlotte wohnen, bis ich genügend Geld angespart habe, um eine eigene Wohnung zu mieten. Oder ich könnte in eine andere Stadt ziehen, eine ohne schlimme Erinnerungen. Ich könnte ein Haustier anschaffen. Mit der Zeit würde mein Herz vielleicht nicht mehr jedes Mal, wenn ich einen dunkelhaarigen Geschäftsmann in einem gutgeschnittenen Anzug um die Ecke biegen sehe, kurz aussetzen, bevor ich merke, dass er es nicht ist.

Doch solange er mit ihr zusammen ist – mit der Frau, die so unbekümmert bereit war, meinen Platz als die neue Mrs. Richard Thompson einzunehmen, während ich so tat, als wüsste ich von nichts –, so lange werde ich niemals Frieden finden.

[...]